



Liese, meine treue Liese

Liese, meine treue Liese

Ich habe sie getauft. Dadurch, dass sie einen Namen hat, finde ich sie erträglicher. Wärmer, weniger fremd, weniger bedrohlich.

Natürlich weiß niemand, dass ich das tue. Es ist mein Geheimnis zwischen mir und ihr. Ich sage es doch niemandem. Weiß der Himmel, was die Leute von mir denken könnten, wenn sie mitbekommen, dass ich mit ihr spreche.

Möglicherweise bin ich nicht einmal die Einzige, die das tut. Kann ja sein, dass auch ihre anderen Kunden, mit der ich sie teile, ihr insgeheim Namen geben. Kunden sagt man heute, nicht mehr Patienten, Kunden. Ich stelle mir vor, welche unterschiedlichen Namen das sein könnten, die sie von anderen bekommt.

Genau gesagt gibt es mehrere Begriffe, mit denen auch ich selbst sie bedenke. Das hängt ein wenig von meiner Stimmung ab. Es ist schon merkwürdig, wie drastisch die Stimmung ihr gegenüber wechseln kann. Aber nur der eine Name ist von Bedeutung.

„Liese“ heißt sie. Liese ist, finde ich, ein schöner, weicher Name. Und ein alter Name, er erinnert an eine Oma oder Tante. Liese klingt sanft. Wenn ich ihren Namen einmal vor mich hin murmeln sollte, mag der, der es vielleicht zufällig hört, glauben, ich grübele über meine Dialyse nach.

Die Dialyse, die durchgeführt wird von dieser Maschine. Die so kalt dastand, als ich sie das erste Mal erblickte in glänzendem Chrom und in weißer Lackierung. Die mir das nackte Grauen über den Rücken laufen ließ, als ich ihre Schläuche sah, als ich das Pumpen und Schnurren hörte, als ich den Geruch aufnahm, der sie umgab, als ich spürte, wie sie mir das Blut aus der Vene am Arm saugte und dann wieder hinein.

Die Maschine, die mir Hoffnung machte, die mir von Mal zu Mal vertrauter wurde und die ich mir vertrauter machte, indem ich ihr einen Namen gab. Sehr bald, nachdem ich regelmäßig zu ihr ging, habe ich ihr den Namen gegeben. Jede Kante kenne ich inzwischen von ihr, jedes Geräusch, das sie von sich gibt.

Diese Maschine, die ich hasse, die ich liebe, die ich fürchte und nach der ich mich sehne, wenn ich zwei Tage lang nicht bei ihr war. Die ich brauche in einem Ausmaß, wie ich nie für möglich gehalten hätte, dass ich etwas oder jemanden je brauchen würde. Liese heißt sie und wird dadurch für mich ein wenig menschlich.

Dreimal die Woche gehe ich zu ihr, sechs Stunden bleibe ich bei ihr. Fast immer denke ich an sie. Und das seit sieben Jahren, drei Monaten und zwei Wochen. Manche Nacht quält mich ihr Bild und manches Mal nehme ich mir vor, einfach nicht mehr zu ihr zu gehen. Alles laufen zu lassen. Die Abhängigkeit zu ihr zu ignorieren und mich dem zu überlassen, was dann mit meinem Körper geschieht.

In anderen Nächten bin ich voll tiefer Dankbarkeit, dass sie da ist, immer und zuverlässig da ist, mich annimmt, sich kümmert und hilft, mein Leben zu erhalten.

Morgens, wenn ich aufstehe, wenn ich einen Hauch einer Schwellung an mir bemerke, wenn Schmerzen in meinen Gliedern mich erinnern, weiß ich, wenige Stunden noch, und ich werde wieder bei ihr sein.

„Liese, du gutes Stück! Wenn ich dich nicht hätte.“ Wo wäre mir der blaue Himmel, der sanfte Wind, die Stimmen auf der Straße, das Getriebe um mich herum, in das ich mich nach den Besuchen bei ihr fallen lasse. Wenn ich mich in ein Straßencafé setze und zuschaue, wie um mich herum das Leben abgeht. Zuschaue, wie bei einem Film. Nichts mehr davon würde ich sehen, schon lange nicht mehr.

Ich selbst kann es nicht mehr, betriebsam sein. Ich muss es ruhig angehen lassen, zuschauen, annehmen, wenn das Leben um mich herum wabert. Ich muss vorsichtig sein, darf nicht zu viel, nichts Falsches, nichts Belastendes essen oder trinken. Ich darf nicht rennen, selbst wenn ich es überhaupt noch könnte, darf nicht die Umwälzanlage meines Körpers so stark in Bewegung setzen, dass sie Stoffe zu schnell, zu zahlreich freisetzt. Stoffe, Partikel, die mein Körper nicht mehr verarbeiten kann. Teilchen, die meinen Körper schneller vergiften, als meine kranken Nieren sie wegschaffen können. Meine organische Maschine schafft das nicht mehr.

Manchmal, wenn ich Stunde um Stunde mit Liese zusammen bin, denke ich, sie müsste mir endlich



Liese, meine treue Liese

antworten. Manchmal denke ich, sie steht dort zwar unbeweglich, rührt sich nicht, aber sie sieht mich an, strengt sich an, ist für mich da. Ich stelle mir dann vor, dass ihr das auf irgendeine Art bewusst ist. Natürlich ist mir klar, dass es nicht sein kann, aber ich stelle es mir vor.

„Komm“, sagt sie, „komm, hab keine Angst. Es tut nur am Anfang ein kleines bisschen weh. Du kannst mir dein Blut geben. Es ist bei mir in guten Händen. Ich tu was ich kann, wasche dein Blut so sauber wie möglich. Viel besser, als dein eigener Körper es kann. Wenn du von mir gehst, wirst du wieder ein paar schöne Stunden haben, die du frei und unbeschwert nutzen kannst. Ich halte dir dein Leben fest, ich lasse es nicht los. Ich gebe dir dein Blut, das du mir gibst mit neuer Kraft zurück. Du kannst mir vertrauen.“

In solchen Momenten liebe ich sie. Oder ich hasse sie, weil sie mir meine Abhängigkeit von ihr so unerbittlich aufzeigt.

Ich wünschte, Liese könnte wirklich sprechen. Es ist so schwer, sich einer kalten Maschine anzuvertrauen. Es wäre schöner, ich würde lebendige Zuwendung von ihr spüren. Deshalb habe ich ihr den Namen gegeben.

Mir bleibt kaum noch Zeit, mit Menschen zusammen zu sein, wirklich zusammen zu sein. Und wenn genügend Zeit ist, dann reicht die Energie nicht. In Gedanken bin ich in der Welt, die sich um Liese dreht. Man wird einsam, wenn man um sein Leben kämpft. Natürlich gibt es nette Worte, von vielen Menschen, von Freunden, Nachbarn, Pflegekräften.

„Halte durch, wir denken an dich, wir drücken dir die Daumen. Komm, wenn du uns brauchst.“

Alles das ist ehrlich gemeint. Aber die Welten gleiten auseinander. Wer möchte schon mitgehen in diese enge begrenzte Zukunft die darin besteht, die nächsten Stunden zu bewältigen. Wer kann schon nachvollziehen, wie wertvoll eine kleine Zeitspanne der Sicherheit sein kann. Wer kann schon verstehen, wie wichtig eine Maschine namens Liese werden kann. Wer will schon ständig auf der Kippe leben. Die Uhren gehen anders in diesem überschaubaren kleinen Universum.

Wir sind nun schon so lange eng verbunden, Liese und ich. Sieben Jahre. Es könnten noch einmal so viele Jahre und mehr werden. Oft frage ich mich, ob ich das noch will.

Es kann allerdings auch schnell geschehen, dass ich sie nicht mehr brauche.

Ich stehe vor einer Entscheidung. Ich kann mich von ihr lösen, dabei aber mein Leben verlieren.

Ich hatte mich auf die Warteliste zur Transplantation setzen lassen. Inzwischen bin ich so weit vorgerückt, dass ich bald an der Reihe sein kann. Wenn alle Daten stimmen, wenn alle Werte passen.

Morgen soll ich unterschreiben. Ob ich es tue?

Ich werde es wahrscheinlich tun. Natürlich werde ich es tun. Alles andere wäre hochgradige Unvernunft. Und Undankbarkeit dazu.

Mit einer neuen Niere würde ich Liese nie mehr brauchen. Liese, meine treue Liese. Eine neue Niere würde mich besser versorgen als es Liese jemals könnte. Rund um die Uhr wäre ich versorgt. Ich könnte wieder ein Leben führen wie andere Menschen auch. Ich bräuchte nicht mehr genau zu prüfen, was in jeder Mahlzeit enthalten ist, ich könnte auch mal wieder etwas trinken. Vor allem könnte ich mich wieder frei bewegen, könnte laufen, schwimmen. Alle möglichen Sportarten könnte ich wieder aufnehmen, Urlaub in den Bergen machen, Flugreisen. Ich bräuchte meinen Zeitplan nicht mehr auf Liese auszurichten.

Ich könnte wieder zwischen Menschen sein, könnte wieder so wie andere Menschen sein, könnte wieder von einem anderen Menschen träumen.

Ich würde Walnüsse knacken, Nussecken essen und eine Riesentopf Erbsensuppe. Ich würde Bouillon trinken und drei Flaschen Bier.

Doch ich fürchte die Operation. Ich fürchte sie genauso, wie ich gleichzeitig fürchte, keine Niere zu bekommen, nicht operiert zu werden. Ich fürchte das Gift, das durch die Narkose in mich hineinfließen wird. Ich fürchte, dass mein Körper den Stress nicht mehr durchhält, dass zuletzt noch etwas schief geht.

Ich fürchte auch, dass mein Körper die neue Niere nicht annimmt, dass alles wieder von vorne anfängt. Nur mit dem Unterschied, dass ich um einiges schwächer geworden bin, körperlich, geistig und emotional. Zurückkehren zu Liese würde ich dann, zu Kreuze kriechen, ihr sagen, „du, ich brauche dich doch wieder.“



Liese, meine treue Liese

Dann müsste ich froh sein, dass Liese kein gekränkter Mensch ist, sondern einfach nur eine funktionierende Maschine.

Ich fürchte auch, dass die andere Niere mir fremd sein könnte. Dass sie mir Geschichten erzählt von einem anderen Leben. Natürlich weiß ich, dass eine Niere nicht sprechen kann, genau so wenig, wie meine Liese es nicht wirklich kann. Aber weiß ich es wirklich?

Inzwischen habe ich mich so sehr in meinem kleinen überschaubaren Universum eingerichtet, dass ich nicht mehr weiß, wie ein anderes, ein normales Leben geht.

„Liese, meine Liese, was wird werden?“

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).